



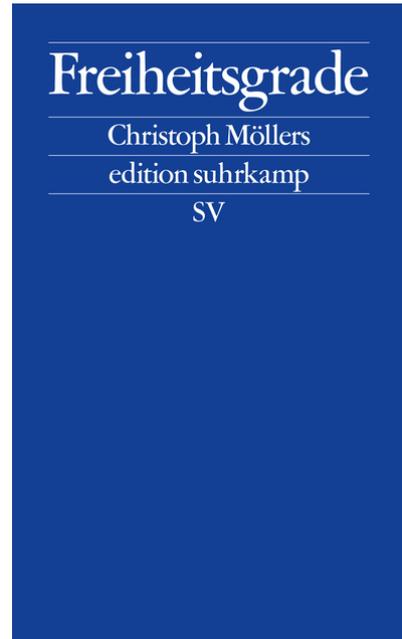
## Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 2/2020

### Christoph Möllers: Freiheitsgrade. Elemente einer liberalen politischen Mechanik.

Berlin: Suhrkamp, 2020 (= Edition Suhrkamp, Band 2755), 343 S., ISBN: 978-3-518-12755-1

Der 1969 in Bochum geborene Jurist Christoph Möllers, Professor für Öffentliches Recht und Rechtsphilosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin und Permanent Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin, hat sich, wie viele andere derzeit, Gedanken zur Situation des Liberalismus in Deutschland gemacht. Schon der Titel „Freiheitsgrade“, schon der Verweis auf eine „liberale politische Mechanik“ zeigt aber, dass dieses Buch sich wesentlich von anderen publizistischen oder politikwissenschaftlichen Abhandlungen zu diesem Thema unterscheidet.

Worum geht es? In mehreren Interviews rund um das Erscheinen des Buches hat Möllers seine Position dargestellt. Seiner Auffassung nach „scheint es [den Liberalismus] nur noch als defensives politisches Projekt zu geben, als Verteidigung des Erreichten“ (FAZ vom 30.12.2020). Und er kritisiert: „Der Liberalismus ist in einer Ideenkrise, die sich wohl nur beheben lässt, wenn er intellektuell nicht zu milde mit den eigenen politischen Vorstellungen umgeht. Wer ihn nur verteidigt, dürfte ihm keinen Gefallen tun“ (FAZ vom 30.12.2020). Im Buch schreibt er, er versuche, „das liberale Projekt fortzudenken, [...] weil der Liberalismus aus einer bloßen defensiven Haltung nicht zu retten ist“ (S. 9). Warum ist das so? Möllers hat einen besonderen Blick auf den Liberalismus. Er hegt Skepsis gegenüber dem Wertbegriff in der Politik (so in der FAZ vom 10.12.2019); stattdessen betont er: „Die Errungenschaften des Liberalismus bestehen nicht zuletzt darin, staatliche Herrschaft zu formalisieren und besser beobachten zu können“ (DLF-Interview 9/2020). Und zusammenfassend in der FAZ vom 30.12.2020: „Der politische Liberalismus sollte nicht über den Begriff der Freiheit bestimmt werden, sondern über den der Ungleichheit. Andernfalls könnte er im Gefängnis seiner eigenen, von ihm selbst missverstandenen Kategorien verhungern.“



Es ist ein hoher Anspruch, den Möllers an sein Buch stellt. Aber gleichzeitig betont er gleich zu Beginn, dass dies „kein wissenschaftliches, schon gar kein politikwissenschaftliches Buch, sondern ein politischer Reiseführer, der ein liberales Orientierungsmuster entwirft“ (S. 12) sein soll. Sein Ansinnen ist ein anderes, denn er ist überzeugt, „dass [...] systematische philosophische Entwürfe politischer Herrschaft nicht in der Lage sind zu verarbeiten, wie Politik funktioniert oder funktionieren sollte“ (S. 13). Sein Ziel ist, „das Verhältnis von Politik und Freiheit, das sich aus dem Ansatz der Freiheitsgrade ergibt, auszubuchstabieren“ (S. 15).

Damit beginnt er, indem er in den ersten Kapiteln „Symptome des Liberalen“ analysiert, spricht: „überlieferte Widersprüche“ (S. 22 ff.) und „gegenwärtige Fragen“ (S. 39 ff.) behandelt. Die Ideen und Einschätzungen, die Möllers in diesen Kapiteln präsentiert, sind deutlich zu reichhal-

tig, um in einer Rezension wie dieser gebührend gewürdigt zu werden. Ins Auge springt allerdings, dass Möllers äußert, „dass die Behauptung, der Liberalismus sei eine ungebrochene Tradition, die es einfach fortzusetzen oder aufzugeben gelte, nicht zu halten ist“ (S. 23). Allerdings dürfte es vor diesem Hintergrund in geschichtlicher Hinsicht schwierig sein, die einzelnen Abschnitte so zu betiteln, wie er es tut: „Hat der Liberalismus eine Theorie der Freiheit?“, „Eigensinn oder Vernunft: Was ist die Mutter liberaler Rationalität?“, „Nachbar oder Staat: Vor wem sollte sich der Liberalismus fürchten?“ Oder „Die Liebe der Liberalen zum Staat“. Und vor allem die Überschrift: „Baut liberale Theorie auf dem ‚Individuum‘ auf?“ (S. 30) lässt sich ohne Rückgriff auf historische liberale Theorien und zumindest die Vermutung einer gewissen Permanenz liberalen Gedankengutes schwerlich abhandeln. Denn wenn es keine gedankliche Tradition gibt, so kann es auch kaum die eine liberale Theorie geben.

Das soll aber nicht bedeuten, dass das Buch nicht spannend und gewinnbringend zu lesen wäre. Möllers hat sich eine besondere, eine schwierige Struktur auferlegt, die beinhaltet, dass er unter in gewisser Weise zusammenfassenden Kapitelüberschriften keine zusammenhängende Argumentation aufbaut, sondern dass er einzelne Punkte durchnummeriert, Fragen aufwirft, die dann zu weiteren Fragen führen. Dass dies kein Versehen, sondern gewollte Ordnung ist, zeigt sich in seinem Ansatz der Freiheitsgrade, den er im darauffolgenden Kapitel erläutert.

Freiheitsgrade eröffnen für ihn „divergierende Möglichkeiten, politische Freiheit wahrzunehmen.“ (S. 57). Das heißt für das Buch, dass er jeden Aspekt, den er mit dem Begriff Freiheit konnotiert, der ihm als behandelenswert erscheint, zu dem er durch das bislang Gesagte weitergeleitet wird oder den er gelegentlich per Exkurs zur Diskussion stellt, in verschiedenen Richtungen ausleuchten muss, seine Grenzen testen muss, seine Berührungspunkte analysieren muss. Das Mechanische ist also das Austesten der Reichweite des jeweiligen Freiheitsbegriffs, das Definieren von Wirkungsflächen und das Ausmaß von Beweglichkeit innerhalb dieser Freiheitsgrade. Möllers Argumentation ist oftmals die eines gepflegten „Sowohl ... als auch“, wie man sie aus manch juristischer Theorie kennt: Es könnte so sein – aber auch anders. Aber genau das macht eben seine Argumentationsweise in diesem Buch aus. Der erste Freiheitsgrad ist für ihn: Freiheit steht Individuen und Gemeinschaften zu (S. 58). Zweiter Freiheitsgrad ist: Freiheit kann rational gerechtfertigt und willkürlich wahrgenommen werden (S. 59). Dritter Freiheitsgrad ist: Freiheit kann im Rahmen einer formalisierten Ordnung und außerhalb dieser wahrgenommen werden (S. 60).

Möllers argumentiert mit Ambi- und Multivalenzen. Das muss er, denn darauf beruht seine Argumentation. In der Praxis heißt das für ihn: „Freiheit zeigt sich in ergebnisoffenen normativen und kognitiven Verfahren“ (S. 63). Für das Buch heißt das allerdings, dass es sich hier nicht um einen systematischen Entwurf handeln kann, sondern dass sich hier in ihrer Gesamtzahl quasi gar nicht zu messende Ideen, Einschätzungen, Einwürfe und Gedankensplitter aneinanderreihen, die in 349 Kurzkapiteln als Parforceritt durch die Geisteswelt des umfassenden Liberalismus den Leser fordern – besonders im Versuch, das alles zusammenzufassen.

So hat der Jurist Möllers eine durchaus eigene Definition von Politik, denn diese entsteht für ihn „nicht in einem Gründungsakt, sondern aus der Distanzname zu bestehenden sozialen Verhältnissen. Liberal gefasst entsteht sie aus der Diagnose von Unfreiheit“ (S. 68 f.). Heißt: Auf der einen Seite kritisiert er die „Fixierung des neueren politischen Liberalismus auf Individualität“ (S. 72), zum anderen geht es ihm um die „Freiheit der sozialen Gemeinschaft“ (S. 75), während „Individualität [...] ein soziales und politisches Produkt, das sich nicht von selbst versteht“, ist (S. 87). Individualität ist also nur eine „Leistung einer Gemeinschaft“ (S. 100). Das dürfen Liberale auch anders sehen.

Einer der Punkte, die dieses Buch so lesenswert machen: Man hält inne und denkt, warum bloß der Autor diesen Punkt an dieser Stelle anspricht, warum er die Argumentation hier erheblich findet? Das bringt es aber leider auch mit sich, dass dieses Buch in seiner Gedankenfülle quasi nicht in Kürze darstellbar ist. Über viele der Thesen kann man trefflich streiten, auch über manche Begründungen und Zitierungen, zum Beispiel in wiederholtem Maße von Carl Schmitt. Eines muss man sagen: Möllers hält seine konzeptionelle Idee konsequent durch. In vielen Punkten lotet er die gedanklichen Spielräume des jeweils Angesprochenen systematisch in alle Richtungen aus. Er legt sich selten fest, arbeitet mit Kann-Argumentationen, das macht dieses Mitdenk-Buch so interessant.

Was allerdings wirklich stört, sind die immer wieder vorhandenen Verallgemeinerungen, wie zum Beispiel, wenn er schreibt: „In einer individuell liberalen Idealwelt ist politische Herrschaft nur ein Epiphänomen des Sozialen. Politikerinnen fungieren als Agenten der Individuen“ (S. 206) – um dann zu kritisieren, dass die Politiker doch auch die Freiheit haben müssten, „der Gemeinschaft, die sie repräsentieren, entgegenzutreten, um ihr zu widersprechen.“ Dass gerade die Unabhängigkeit der Mandatsträger, wie sie sich in Art. 38 des Grundgesetzes äußert, eine liberale Errungenschaft ist, scheint hier unterzugehen. Oder etwas weiter im Text, wenn geschrieben wird: „Doch werden Mehrheitsentscheidungen nicht nur von liberalen Theoretikern, sondern auch von Mehrheiten verachtet“ – was in dieser Allgemeinheit für Erstere sicherlich nicht gilt. Oder wenn geäußert wird: „Der Liberalismus ist in fast allen Varianten eine staatsfixierte politische Theorie“ (S. 235). Oder wenn geschrieben ist: „Der Individualismus pflegt Vergemeinschaftung nur als politische oder ökonomische zu denken und konnte mit dem Sozialen, mit der geselligen Gesellschaft nie viel anfangen“ (S. 244). Dies sind alles Zitate, die sich mit einem Argumentationsverfahren des „Wo gehobelt wird, fallen Späne“ gut charakterisieren lassen. Allerdings ist es recht anstrengend, weil man nie weiß, von welchem „Liberalismus“ Möllers gerade schreibt. Das wäre noch zu verkraften, aber leider sind solche Beschreibungen oft mit apodiktischen Aussagen verbunden, die dann vielleicht für gewisse Denkrichtungen des Liberalismus gelten können, aber beileibe nicht für den Liberalismus.

Das Buch ist, insgesamt gesehen, ein Genuss, gerade weil es zum Widerspruch anregt, weil es vor Widerhaken und Stolpersteinen wimmelt, weil es in vielem so gar nicht dem Bild des und der Liberalen entspricht. Möllers entzieht sich konsequent einer politischen Einordnung seiner „Überlegungen“, die er als „in einem begrifflichen Sinn sozialliberal, in einem politischen Sinn linksliberal“ bezeichnet, aber auch darauf hinweist, dass die Kategorie der Freiheitsgrade selbst „jedoch anderen liberalen Traditionen“ entstamme (S. 265). Insgesamt fehlt dem Buch jedoch, bei aller argumentativen Brillanz dieses „Denkfeuerwerkers mit gediegener politiktheoretischer Bildung und manchmal aufreizender intellektueller Gelassenheit“ (so Jens Hacke in einer Rezension des gleichen Buches in der „Zeit“ vom 12. November 2020) eine in der Nachschau hängen gebliebene These, eine Schlussfolgerung aus dem Gesagten. Die im Buch recht knapp dargestellte, dafür in mehreren Folge-Interviews oder Artikeln ausführlich behandelte These, „dass es einen politischen Liberalismus eigentlich nur als Links- oder als Rechtsliberalismus geben kann“, kann dafür nicht herhalten.

Berlin

Thomas Volkmann



**ARCHIV DES  
LIBERALISMUS**

Friedrich Naumann Stiftung  
Für die Freiheit.

in Kooperation mit

